

A. M. wpl. T 17/18; R 1991

429 176 II

UNIwersytet IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

K
1991-11-29

**STUDIA
GERMANICA POSNANIENSIA
XVII/XVIII**



POZNAŃ 1991

UNIWERSYTET IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

GESCHICHTE

EDYTA POLCZYŃSKA

STUDIA GERMANICA POSNANIENSIA

XVII/XVIII

Herausgegeben von

A. Z. BZDEGA, S. H. KASZYŃSKI, H. ORŁOWSKI

Sekretariat: CZ. KAROLAK



POZNAN 1991

Bibl. UAM

FO 5062

UNIVERSYTET IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU
Redaktor naukowy
EDYTA POŁCZYŃSKA

STUDIA
GERMANICA POSNANENSIS



Verlag von
A. N. BEDEGA, E. H. KASZYŃSKI, H. ORŁOWSKI
Sekretariat: DR. KAROLAK

429176 II / 17/18
1991

Redaktor: Anna Gierlińska

Redaktor techniczny: Michał Lyssowski

ISBN 83-232-0317-2

ISSN 0137-2467

WYDAWNICTWO NAUKOWE UNIwersYTETU IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU
Nakład 630+80 egz. Ark. wyd. 23,50. Ark. druk. 19,50. Papier druk. sat. kl. III, 80 g. 70 × 100.
Oddano do składania 7 VI 1990 r. Podpisano do druku w lipcu 1991 r. Druk ukończono w lipcu
1991 r. Zam. nr 56/71.

DRUKARNIA UNIwersYTETU IM. ADAMA MICKIEWICZA, POZNAŃ, UL. FREDRY 10

Bibl. UAM
91 EO 2065

INHALTSVERZEICHNIS

Teil I

GESCHICHTE

Siebzig Jahre Germanistik an der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań (Edyta Polczyńska)	3
Germanistische Linguistik in Poznań 1919—1988 (Andrzej Z. Bzdęga)	11
Zur Geschichte der germanistischen Literaturwissenschaft in Poznań 1918—1988 (Hubert Orłowski)	23
Zur Geschichte der Abteilung für Methodik und Didaktik DaF (Czesław Karolak)	31
Abteilung für Skandinavistik im Institut für Germanische Philologie (1974—1985) (Bernard Piotrowski)	35

Teil II

WISSENSCHAFTLICHE BEITRÄGE

1. Sprachwissenschaft

Andrzej Z. Bzdęga: Linguistische Einheiten und ihre Varianz	45
Alicja Gaca: Emphatische Subjektanzeige in der deutschen und polnischen Textstruktur	55
Gabriela Koniuszaniec: Bildungen auf -trächtig im Deutschen und ihre Entsprechungen im Polnischen	71
Izabela Prokop: Zur Struktur der Ratschläge im Deutschen und Polnischen	81
Hanka Konieczna: Dephraseologische Ableitungen von deutschen Funktionsverbgefügen und ihre Wiedergabe im Polnischen	89

2. Literaturwissenschaft

Hubert Orłowski: Fritz von Unruh — ein Tolstojaner?	105
Stefan H. Kaszyński: Grillparzers Kunst des Aphorismus	115
Cecylia Załubska: Zum Adelsverständnis der Realisten des 19. Jahrhunderts im deutsch-polnischen Bereich (Theodor Fontane, Gustav Freytag, Marie v. Ebner Eschenbach)	125
Edyta Polczyńska: Das Polenbild im <i>Gelübde</i> von E. T. A. Hoffmann	147
Henryka Szumowska: Lesevarianten zu Günter Grass' Lektüren in Polen	161
Marek Przybecki: „Am besten ... Dichter und Arzt zusammen“. Zu Elias Canettis therapeutischem Literaturverständnis	171

3. Methodik des Fremdsprachenunterrichts

Czesław Karolak: Zum Problem kommunikativer Didaktisierungsmöglichkeiten literarischer Texte im Fremdsprachenunterricht	181
---	-----

Maria Sawicka: Zur Entwicklung des Lesens im Fremdsprachenunterricht 189
Kazimiera Myczko: Zur Stellung und Funktion des Hörverstehens im sprachpraktischen Unterricht polnischer Germanistikstudenten 199

4. Kultur der deutschsprachigen Länder

Jan Papiór: Kulturwissenschaftliche Germanistik versus interkulturelle Germanistik — Überlegungen zu Entwicklungen des Faches in den 70er und 80er Jahren 207

Teil III

Veröffentlichungen der Mitarbeiter der Universitätsgermanistik in Poznań 1919—1989 (bearb. von Eugenia Knoppek) 223

2. Literaturwissenschaft

Hubert Orłowski: Fritz von Uruub — ein Totstauer? 105
 Stefan H. Kaszyński: Grillparzers Kunst des Aperturmas 115
 Genylio Zolubek: Zum Adelsverständnis der Realisten des 19. Jahrhunderts im deutsch-polnischen Bereich (Theodor Fontane, Gustav Freytag, Marie v. Ebner Eschenbach) 125
 Kłysta Polczyńska: Das Polenbild im Gedächtnis von E. T. A. Hoffmann 147
 Beata Szumowska: Lesoverstehen zu Günter Grass' 'Lektüren in Polen' 161
 Marek Frybort: „Am besten ... Dichter und Arzt zusammen“. Zu Elias Canetti's theoretischem Literaturverständnis 171

3. Methodik des Fremdsprachenunterrichts

Goślaw Karol: Zum Problem kommunikativer Kompetenzen 181



CECYLIA ZAŁUBSKA

ZUM ADELSVERSTÄNDNIS DER REALISTEN DES
19. JAHRHUNDERTS IM DEUTSCH-POLNISCHEN BEREICH
(Theodor Fontane, Gustav Freytag, Marie v. Ebner Eschenbach)

Abstract. Załubka Cecylia, *Zum Adelsverständnis der Realisten des 19. Jh. im deutsch-polnischen Bereich — Theodor Fontane, Gustav Freytag, Marie v. Ebner Eschenbach* [Realistics of the 19th century — Theodor Fontane, Gustav Freytag, Marie v. Ebner Eschenbach — and their attitude to German nobility], *Studia Germanica Posnaniensia*, Adam Mickiewicz University Press, Poznań, vol. XVII/XVIII: 1991, pp. 125—146, ISBN 83—232—0317—2, ISSN 0137—2467.

The names of the three writers mentioned in the title are representative for German realism of the 19th century. Their understanding of nobility was different as their social origins differed. The first two of them — Fontane and Freytag, both from the bourgeoisie spheres knew mainly the Prussian nobility, and obviously the Polish nobility, too, and Marie v. Ebner Eschenbach, a noblewoman by origin, was in the circles of Austrian aristocracy and hence comes her perfect knowledge of these circles. All three of them had a particular attitude towards Polish questions.

Theodor Fontane was known for his liking of noblemen and great families which at the end of the last century, during the expansion of big industry and the growth of importance of the developing bourgeoisie, did not bring him recognition.

A totally different point of view of nobility and Poles is presented by Gustav Freytag who was born at the Polish-German border (in Kluczbork). The one-sided subjective image which he draws in his novels, first of all in the best-seller *Owes and has* fulfills a tendentious task of slandering Poles, Polish economy (Polnische Wirtschaft) and of course of Polish nobility.

The Austrian noblewoman, Marie von Ebner Eschenbach was the most competent person of all the three writers mentioned here as she knew the nobility from the inside. Her coming from the German-Slavic nobility (she was born the countess of Dubsky from the border of Bohemia and Moravia) did not let her become a chauvinist. In her prose she is against the privileges of the nobility who are shown by her in a distorting mirror of the satire, and she shows the life of rural people with some fondness.

Cecylia Załubka, Institute of German, Adam Mickiewicz University, Poznań, Poland.

Obige Autorenzusammenstellung in deshalb unternommen worden, weil diese Schriftsteller in der Adelbeurteilung beispielhaft für die deutschen Realisten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stehen. Alle drei sind von verschiedenen Positionen ausgegangen und, was hier für uns von Interesse ist, bei jedem von ihnen fanden Gestalten aus dem polnischen Adel Erwähnung.

Als zweites Kriterium wurde die räumliche Beschränkung herangezogen — einerseits der Adel in Preußen, mit dem vor allem Fontane und Freytag sich auseinandergesetzt haben, — andererseits, der Adel im Vielvölkerstaat der Habsburgischen Monarchie, wo Marie von Ebner Eschenbach in bezug auf Adelkenntnis die erste Position behauptet. Zu den Gründen der differenzierten Stellungnahmen und der Problematik der Adelsfrage am Ende des 19. Jh., sollen hier im Folgenden einige Erörterungen gemacht werden.

Es ist bekannt, daß die Werke Theodor Fontanes in ihrer Entstehungszeit und auch danach, nicht so gewürdigt worden sind, wie sie es verdient hätten. Fontane ist nie der Ruhm eines Balzac, eines Tschschow oder Tolstoj zuteil geworden. Seine Berliner Romane wurden wohl gern gelesen, er war auch populär, aber solche Anerkennung, wie z.B. Paul Heyse damals genossen hatte, ist ihm nicht vergönnt gewesen. Paul Heyse ist längst vergessen und Theodor Fontane wird heutzutage immer berühmter, man spricht sogar von der Fontane-Mode, da sich auch das Ausland für ihn zu interessieren beginnt. Wenn man jedoch die Situation der letzten Jahre des vergangenen Jahrhunderts betrachtet, eine Zeit, wo das deutsche Bürgertum immer stärker ins wirtschaftliche Leben eingreift, wo es seine Position behaupten möchte und die veralteten Formen der Adelsordnung abweist, ist ihm ein Schriftsteller mit Adelsympathien, wie es Fontane einer war, fehl am Platz. Peter Demetz wirft deshalb die Frage auf, warum Fontanes Romane geringen internationalen Widerhall hätten, und beantwortet sie auch in dem Sinne, daß der Kreis seiner Figuren sehr eng sei (der Adel herrsche mehr als im politischen Sinne), daß seine ästhetische Sympathie dem Adel gelte. Er stelle elegante Figuren, ohne Sorgen und Mühe alltäglicher Pflichten dar. Die einfachen Frauen und Mädchen (Lene, Stine, die Püttelkow) wären in der höheren Welt in ihren intimsten Erfahrungen verbunden. Weiter wird Fontane vorgeworfen, daß sobald er sich bescheidneren bürgerlichen Sphären näherte, das Humoristische bei ihm überhand nimmt oder, daß er schonungslos das Vulgäre attackiert. Ernsthaftigkeit behalte er nur den aristokratisch-gesellschaftlichen Figuren vor. In dieser Epoche sei das „literarischer Anachronismus“, meint Demetz¹. Friedrich Theodor Vischer äußert sich ähnlich dazu: „Diese Dichtart, war ein verspäteter Versuch, auf der Linie des Epos zu bleiben: das Heroische soll als das Vornehme konserviert werden...“² und weiter behauptet er: „Ordnung, gesellschaftliches

¹ P. Demetz: *Über Fontanes Realismus*. In: *Orbis Litterarum* 16 (1961), S. 34–47.

² Vgl. F. Th. Vischer in: *Bürgerlicher Realismus — Grundlagen und Interpretationen*. Königstein/Ts. 181, S. 206.

Ritual, Etikette, die Hegemonie des zivilen Charakters, die Entwertung der aufgeregten Handlung, das alles bestimmt auch die epische Welt Fontanes"³. Auf die Frage, weshalb man Fontane jenseits der deutschen Grenzen so gänzlich ignoriert hat, versucht auch Hans Egon Holthausen zu antworten: „Der Augenblick war (...) nicht günstig. Fontanes beste Arbeit fällt genau in jene Epoche, da sich die westeuropäische literarische Avantgarde vom militärisch siegreichen Deutschland endgültig abgewandt hatte, um das geschlagene Frankreich zu umwerben; die Hauptstadt des europäischen Romans war nicht Berlin, sondern Paris, oder besser: die Rue Murillo, wo sich Flaubert, Henry James, Turgenjew und Zola zu ihren berühmten Sonntagsgesprächen zusammenfanden"⁴. Nun sein dahintergestellt, inwiefern die Kritiker recht gehabt haben und ob Fontane nicht doch über seine Zeit hinausgewachsen ist. Bekannt ist Thomas Manns Begeisterung für die Werke des späten Fontane, besonders für dessen *Stechlin*, der einen unverkennbaren Einfluß auf den *Zauberberg* ausgeübt hat. Was nun die Zeitgenossen Fontanes betrifft, so übersahen sie, daß das Verhältnis des Schriftstellers zum Preußentum, zum Adel, wie auch zu allen Erscheinungen des Lebens ein sehr differenziertes, vielschichtiges gewesen war. Fontane war kein kritikloser Verherrlicher des Preußentums, aber er war auch nicht bereit, Preußen im Ganzen zu verdammen. Er legte vor allem Wert auf ein sittlich hochstehendes ideelles Preußentum. Altpreußische Haltung in einer modernen, fortschrittlichen sozialen Umgebung wurde von ihm angestrebt. Sein Traum ist nicht in Erfüllung gegangen. Das zweite Reich hatte eine andere Entwicklung genommen.

Von unserem Standpunkt aus ist noch ein Aspekt von Bedeutung u.zw., daß Fontane in der Beurteilung des Adels keinen Unterschied machte, zwischen dem deutschen und dem polnischen Adel. Die „adlige Gesinnung“ war für ihn auf beiden Seiten die gleiche.

Fontanes Beschäftigung mit dem Adel hatte seine Ursprünge in England, wo er als Presseagent der preußischen Regierung und Berichterstatteer weilte. Nach seinen Wanderungen durch Schottland zog er in Erwägung, seine Heimat, die Mark, mit der Absicht Vergangenes zu erschließen, zu durchwandern, was in seinem Tagebuch aus dieser Zeit vermerkt wird: „Einen Plan gemacht. Die Marken, ihre Männer und ihre Geschichte. Um Vaterlands und künftiger Dichtung willen gesammelt und herausgegen von Th. Fontane"⁵. Aus Schottland auch teilt er den endgültigen Entschluß Merckel mit: „Ich liebe nämlich das Land, in dem ich geboren wurde, mehr, aufrichtiger, selbstsuchtloser als die Mehrzahl meiner hier lebenden Landsleute und fühle, bei meiner wachsenden Neigung,

³ Ebd., S. 207.

⁴ H. E. Holthausen: *Deutscher Geist im Urteil der Welt*. In: Merkur XIII (1959), S. 680.

⁵ Th. Fontane: *Tagebuchaufzeichnungen vom 19. August 1856*, In: Ch. Jolles: *Fontane und die Politik*. Berlin 1983, S. 112.

vaterländisches Leben künstlerisch zu gestalten (wohlverstanden im allerkleinsten Stil), die Trennung vom Vaterlande allerdings empfindlicher als mancher andere"⁶. Nach Deutschland zurückgekommen setzte Fontane in die Tat um, was er sich vorgenommen hatte. Seine *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* wurden zu einer Auseinandersetzung mit dem Phänomen „Adel“. Man kann seinen Zustand damals als Faszination bezeichnen. Er bekundete große Vorliebe für die alten adeligen Familien. „Zehn Generationen von 500 Schultze's und Lehmann's sind noch lange nicht so interessant, wie 3 Generationen eines einzigen Marwitz-Zweiges. Wer den Adel abschaffen wollte, schaffte den letzten Rest von Poesie aus der Welt"⁷. Seiner Frau gegenüber mußte er sich auch gegen den Vorwurf verteidigen, daß er sich zu einseitig mit dem Adel beschäftige. „Deine kleine Reprimande wegen der >Grafen und Exzellenzen< ist wohl ziemlich unverdient, ich dächte doch, daß ich mich in meinem Briefe selbst genugsam darüber ausgesprochen habe. Das ist zwar wahr, daß ich mehr mit Adel als Bürgertum in Berührung bin, aber das ist teils eine Folge meines Metiers (Poet und *Wanderungen*-Schreiber), teils eine Folge meiner politischen Richtung. Poeten und Künstler haben zu allen Zeiten fast ausschließlich Verkehr mit Fürsten, Adel und Patriziat gehabt; es ist ja auch ganz natürlich. Heutzutage freilich, wo der Bürgerstand (im weitesten Sinne) eine hervorragende Bedeutung hat und zum Teil gerade der Träger all der Vorzüge ist, die sonst dem Adel und der Geistlichkeit eigen waren, braucht es nicht mehr so zu sein; wer aber im Lager der Feudalen fischt, der muß sich mit den alten Elementen behelfen"⁸. Charlotte Jolles meint, daß Fontanes Englandreise nicht ohne Einfluß auf den Geist des Wanderbuches geblieben ist. „Wie der konservative Zug des englischen Volkes im Bewußtsein seiner Geschichte wurzelt, so trugen auch die *Wanderungen* einen konservativen Charakter, indem sie den Märker von der Größe seiner geschichtlichen Vergangenheit zu überzeugen suchten"⁹. Jedoch Fontanes eigene Äußerungen sind der beste Beweis, wie sehr ihn dieses Problem immer wieder beschäftigte. Die Briefe an seine Frau bringen vielerlei Einsicht in seine geistige Verfassung zu jener Zeit, wenn er z.B. behauptet, „daß mir überhaupt ganz und gar der bürgerliche Sinn fehlt und daß mich nur das Adlige interessiert“ aber „ich verwahre mich übrigens feierlich dagegen, daß das, was ich >adl'g< nenne nicht bloß an der Menschenklasse haftet, die man >Adel< nennt, es kommt in allen Ständen vor, es ist der Sinn für das Allgemeine, für das Ideale und die Abneigung gegen den Krimskrans des engsten Zirkels, dessen Abgeschlossenheit von selbst dafür sorgt, daß aus jedem P — ein Donnerschlag wird"¹⁰. Daraus geht hervor, daß für den Schriftsteller

⁶ Th. Fontane: *Brief an Merckel vom 13. September 1856*, op. cit., S. 114.

⁷ Th. Fontane: *Briefe an seine Familie*. In: *Gesammelte Werke*. Bd. 6, S. 112.

⁸ Th. Fontane: *Brief an seine Frau vom 10. Juni 1862*, op. cit., S. 121.

⁹ Ch. Jolles, op. cit., S. 147.

¹⁰ Th. Fontane: *Briefe*, op. cit., S. 130.

das Adelige gleichbedeutend mit „Gesinnung“ war, die er im zeitgenössischen Preußen vermißt. Mit der Zeit ändert sich in einem gewissen Sinne die Haltung Fontanes dem Adel gegenüber. Zu Wilhelm Hertz schreibt er 1881, daß er den „Adel unausstehlich und reizend zugleich“ fände¹¹. Seine Stellung wandelt sich von der anfänglichen Verehrung, bis zur scharfen Kritik, was aus seiner Korrespondenz mit Friedländer und Jakobi zu ersehen ist. Fontane fühlte sich verletzt, als man in den adeligen Kreisen seinem 75. Geburtstag keine gebührende Beachtung schenkte. „Von meinem ›Jubelfeste‹ schreibe ich Ihnen nicht; die konservativen Blätter, die mich, als einen ›Abtrünnigen‹ (es ist aber nicht so schlimm damit), einigermaßen auf dem Strich haben, haben nur sehr wenig davon gebracht (...) Das moderne Berlin hat einen Götzen aus mir gemacht, aber das alte *Preußen* das ich, durch mehr als 40 Jahre hin, in Kriegsbüchern, Biographien, Land- und Leute-Schilderungen und volkstümlichen Gedichten verherrlicht habe, dies ›alte Preußen‹ hat sich kaum gerührt und alles (wie in so vielen Stücken) den Juden überlassen“¹². Diese stark empfundene Enttäuschung läßt ihn seine Stellung zum Adel revidieren. Sie hat sich während der Zeit, die mit den Wanderungsjahren begann und mit dem *Stechlin* endete bedeutend gewandelt. Davon zeugen viele seine Aussagen: „Mit dem Adel, hohen und niedren bin ich fertig: er war zeitlebens ein Gegenstand meiner Liebe, die auch noch da ist, aber einer unglücklichen Liebe.“¹³ oder „Der eigentlich Adel (...) ist der Landadel und so sehr ich gerade diesen liebe und so sehr ich einräume, daß er in seiner Natürlichkeit und Ehrlichkeit ganz besondere Meriten hat, so ist mir doch immer mehr und mehr klar geworden, daß diese Form in die moderne Welt nicht mehr paßt, daß sie verschwinden muß und jedenfalls, daß man mit ihr nicht mehr leben kann.“¹⁴ Er sieht z.B., daß „der Prozentsatz der Ungebildeten im Adelsstand zu groß“ ist und bemerkt auch, daß es Weniges gibt, „was so aussterbereif wäre wie die Geburtsaristokratie“. In den siebziger Jahren hatte er noch Hoffnungen in eine Führungsrolle des Adels aufgrund anständiger Gesinnung und zeitgemäßer Leistungen gesetzt, und mußte feststellen, daß sie sich nicht erfüllt haben. Bekannt ist die Aussage des Pastor Lorenzen aus dem *Stechlin*, für den der Adel „das alte Stein- und Moosdach, das wohl noch lastet und drückt, aber gegen Unwetter nicht mehr schützen kann“¹⁵ ist. Im Gegensatz zu seinen Briefäußerungen, faßt Fontane in seinen Romanen, den Adel viel behutsamer an. Wie er es meint, ist in weiteren Aussagen zu sehen: „es gibt entzückende Einzelexemplare, die sich aus Naturanlage oder unter dem Einfluß besonderer Verhältnisse zu was schön

¹¹ Ch. Jolles, op. cit., S. 155.

¹² Th. Fontane: *Briefe*, op. cit., S. 242.

¹³ Th. Fontane: *Briefe an Georg Friedländer*. Heidelberg 1954, S. 127.

¹⁴ Ebd., S. 133.

¹⁵ Th. Fontane: *Sämtliche Werke*. Nyphenburger Verlag, München 1959, Bd. 8, S. 254.

Menschlichem durchgearbeitet haben, aber der ›Junker‹ unser eigentlichster Adelstypus, ist ungenießbar geworden. Als Kunstfigur bleibt er interessant und Historiker und Dichter können sich freuen, daß es solche Leute gab und giebt; sie haben einen Reiz wie alles Scharf ausgeprägte“¹⁶. Fontane ist bereit, meint Böckmann, „zwischen politisch-sozialer und künstlerisch-ästhetischer Beurteilung des Adels zu unterscheiden“¹⁷. Am besten jedoch kommt seine Meinungswandlung in zwei Aussagen zum Ausdruck. Im Schlußwort der *Wanderungen* ist er voller Dankbarkeit und Anerkennung: „sie sind doch anders als ihr Ruf, diese so viel verklagten ›Junker‹, anders und besser, und es ist nur Pflicht und Wahrheit, wenn ich an dieser Stelle versichere, daß ich einer langen Gesprächsreihe mit ihnen eine Zahl allerglücklichsten Studen verdanke, Stunden voller Anregung und Belehrung (...) Mit einer Dankbarkeit, in die sich etwas von Bewunderung mischt, muß ich jener ersten sechziger Jahre gedenken, wo meine Besuche vollkommen überfallartig stattfanden (...) Oft schlug mir das Herz, und mit nur zu gutem Grund, aber niemals bin ich einer Unfreundlichkeit begegnet, zu der die Situation eigentlich (...) herausforderte“¹⁸. Dagegen stellt er 1895 nach einem Besuch bei einem bekannten Ehepaar, den Bredows, fest: „Alle waren artig, liebenswürdig, verbindlich, aber es mischte sich etwas Verlegenheit mit ein, und der Totaleindruck war der einer gewissen Fläue“¹⁹.

Um aber auf die Besprechung in Fontanes Altersromanen zurückzukommen, bietet es sich an, vor allem seinen ersten und seinen letzten Roman in Betracht zu ziehen. Der Roman *Vor dem Sturm*, der 1878 entstand, enthält viele Adelstypen, denen Fontane auf seinen Wanderungen durch die Mark begegnete. Da es, wie bekannt, sein Anliegen war, in den Geschichtsbezügen dieses Landes und seiner Menschen den Schwerpunkt zu suchen, kann von einer Festlegung auf das Landschaftliche, einer Liebe zur Scholle, wie Heyse es ihm nachsagte, nicht die Rede sein. Fontane stellt das Verhältnis seiner Figuren zur Geschichte dar, deshalb ist die „Gesinnung“ Schwerpunkt sowohl des Autors als auch seiner Figuren. Gesinnung als eine Form des Verstehens, eine Möglichkeit Welt-Sinn zu ermitteln. Viele interessante Adelsfiguren treten hier auf, die mit der preußischen Geschichte verbunden sind, z.B. Berndt von Vitzewitz, der ein Ebenbild des Freiherrn von Marwitz war, welchem Fontane höchste Anerkennung zollte, obwohl dieser ein bekannter Franzosen- und vor allem Napoleonhasser gewesen ist, die Diskussionspartner im Roman, Berndt Kniehose und Othegraven, die über Königs- und Landestreue eine Unterhaltung führen, und schließlich Graf Bninski mit seiner Kritik an Preußen. Somit sind wir an eine Gestalt gelangt, die dem polnischen Adel angehört, in deren Mund Fontane sich nicht scheut, Worte der Kritik an

¹⁶ Th. Fontane: *Brief an Friedländer vom 14. Mai 1894*, op. cit., S. 255.

¹⁷ Th. Fontane: *Sämtliche Werke*, op. cit., Bd. 15, S. 270, Fußnote — Böckman.

¹⁸ Th. Fontane, op. cit., Bd. 2, S. 403.

¹⁹ Th. Fontane: *Brief an Heinrich Jakobi vom 5. Januar 1895*, op. cit., Bd. 11, S. 334.

Preußen zu legen. Bninski bleibt auf Hohen Vietz der polnische Ausländer, seine Verhaltensmotive sind nicht nur privater, sondern konkret politisch-weltanschaulicher Natur: „O dies ewige Lied von der deutschen Treue! Jeder lernst es, jeder singt es, und sie singen es so lange, bis sie es selber glauben. Die Stare müssen es hierzulande pfeiffen. Ich bin ganz sicher, daß dieser General York alles verachtet, was nicht einen preußischen Rock trägt, und das Ende davon heißt, ‚Kapitulation‘“, und weiter heißt es in der Aussprache mit Kathinka: „alles was hier in Blüte steht, ist Rubrik und Formelwesen, ist Zahl und Schablone, und dazu jene häßliche Armut, die nicht Einfachkeit, sondern nur Verschlagenheit und Kümmerlichkeit gebiert. Karg und knapp, das ist die Devise dieses Landes. Ich war noch ein Kind, da las ich auf der Krakauer Schule von den Alten-Fritzischen Grenadieren, daß sie Westen getragen hätten, die gar keine Westen waren, sondern nur rote dreieckige Tuchstücke, die gleich an den Uniformrock angenäht waren. Und wahr oder nicht, diese dreieckigen Tuchlappen, ich sehe sie hier in allem, in Kleinem und Großem. Angenähtes Wesen, Schein und List und dabei die tiefeingewurzelte Vorstellung, etwas Besonderes zu sein. Und woraufhin? Weil sie jene Rauf- und Raublust haben, die immer bei der Armut ist. Nie ist es satt dieses Volk; ohne Schliff, ohne Form, ohne alles, was wohltut oder gefällt, hat es nur ein Verlangen: immer mehr! Und wenn es sich endlich übernommen hat, so stellt es das Übriggebliebene beiseite, und wehe dem, der daran rührt. Seeräubervolk, das seine Züge zu Lande macht! Aber immer mit Tedeum, um Gott oder Glaubens, oder höchster Güter willen. Denn an Fahneninschriften hat es in diesem Lande nie gefehlt“²⁰. Dieses scharfe Urteil wird an keiner anderen Stelle zurückgenommen oder als unberechtigt bezeichnet. Zwar versuchen die Geschwister Ladalinski — Tubal und Kathinka, Bninski zu korrigieren, indem sie ihn der Übertreibung und des Vorurteils bezichtigen, aber damit ist das Problem der Preußenkritik nicht gelöst. Hans Heinrich Reuter bemerkte dazu, daß Fontane als Dichter hier zum ersten Mal das gestaltet, was der Publizist und Briefschreiber der Kritikerjahre erkannt hat²¹. Bninski wird von Fontane als „vornehme Natur“ bezeichnet, als der gesinnungsmäßig Außenstehende, für den ein Leben in Preußen nicht in Frage kommt. Jedoch er verurteilt ihn nicht; er sieht, daß eine Verständigungsmöglichkeit auf ritterlicher Ebene mit ihm besteht. Bninski ist sich jedoch des Unterschiedes in der Gesinnung bewußt und verläßt deshalb bedenkenlos das Land. Kathinka verläßt es mit ihm, um in der Fremde ihr Ehglück zu suchen. Auch dieses adelige polnische Mädchen, voller Liebreiz und Temperament wird vom Autor nicht verurteilt, sondern mit sympathischen Zügen ausgestattet. Es fehlt ihr zwar nicht an Leichtlebig-

²⁰ Th. Fontane: *Vor dem Sturm*. In: *Werke, Schriften und Briefe*. Hanser, München 1970 ff, S. 474.

²¹ H. H. Reuter in: H. Aust: „*Verklärung*“ *Theodor Fontane*. Bouvier, Bonn 1974, S. 84.

keit und Gewandtheit, aber sie ist als Gegensatz zu ihrem Bruder Tubal zu verstehen, der eine tiefere, problematischere Natur besitzt. Verlust der Lebensrichtung entscheidet bei ihm über sein gegenwärtiges und zukünftiges Schicksal: „Ich habe kein Recht, die Motive zu kritisieren, die meinen Papa bestimmt haben mögen, sich zu expatriieren, aber er hat uns durch diesen Schritt, den er tat, keinen Segen ins Haus gebracht. Unser Name ist polnisch und unsere Vergangenheit und zu bestem Teil auch unser Besitz, soweit wir ihn vor der Konfiskation gerettet haben. Und nun sind wir Preußen! Der Vater mit einer Art von Fanatismus, Kathinka mit abgewandtem, ich mit zugewandtem Sinn, aber doch immer nur mit einer Liebe, die mehr aus der Betrachtung als aus dem Blute stammt. Und wie wir nicht recht ein Vaterland haben, so haben wir auch nicht recht ein Haus, eine Familie. Und das Schlimmste. Es fehlt uns der Mittelpunkt. Kathinka und ich, wir sind aufgewachsen, aber nicht auferzogen. Was wir an Erziehung genossen haben, war eine Erziehung für die Gesellschaft. Und so leben wir bunte Tage, aber nicht glückliche, wir zerstreuen uns, wie haben halbe Freuden, aber nicht ganze, und sicherlich keinen Frieden“²². Tubal fühlt sich als ein Entwurzelter und Fremder in der neuen Heimat, die für ihn keine Wahlheimat war. Außerdem fühlt er sich des Treubruchs schuldig an Renate, dem Mädchen, das ihn liebt, aber seine große Liebe zu Marie, wird von dieser nicht erwidert. Tubal stirbt und verklagt sich noch auf dem Sterbebett: „es war nichts Rechtes mit mir, und ich hätte Dich (Renate) nicht glücklich gemacht (...) Denn was gibt Glück uns und anderen? Fest und stetig sein, stetig sein im Guten. Und wir waren immer unstet, alle, alle. Auch mein Vater war es. Land, Glauben, Freunde gab er hin. Und warum? Einem Einfall zuliebe. Und wir haben nichts Gutes davon gehabt“²³. Fontane denkt nicht so schlecht von diesem jungen Polen, der schließlich deshalb sterben mußte, weil er seinem Freund und noch einem Hund das Leben retten wollte. Der Schriftsteller fühlt sich in diese Gestalt hinein, er versteht sie, so wie er auch den Vater, Alexander Ladalinski zu verstehen versucht. Es ist eine fast tragische Vatergestalt, ein Mensch, der sein Leben verspielt hat. Er versucht in Preußen heimisch zu werden, dort seine zerstörte Existenz wiederaufzubauen, sein Glück zu finden, desto mehr, als es ihm schon immer leicht fiel, sich in preußisch Handeln und Denken hineinzusetzen: „Seine mehr preußisch als polnisch angelegte Natur unterstützte ihn dabei (...) (er fand) in dem Regierungsmechanismus, in den er jetzt eintrat, sein Ideal verkörpert. Was darin Schädliches war, das übersah er (...) nachdem er die Nachteile eines entgegengesetzten Verfahrens so viele Jahre lang beobachtet hatte. Er war bald preußischer als die Preußen selbst“²⁴. Ladalinski träumt von einer Doppelheirat seiner Kinder mit preußischen Adligen auf Hohen Vietz, wodurch er

²² Th. Fontane: *Vor dem Sturm*, op. cit., S. 236.

²³ Ebd., S. 684 f.

²⁴ Ebd., S. 328 f.

seine politisch-gesellschaftliche Etablierung gesichert sehen wollte: „Ich bedarf der Gunst des Königs, der Prinzen; wird mir diese Gunst genommen, so bin ich zum zweiten Male heimatlos“²⁵. Ladalinskis Integrierungsversuch gelingt nicht. Dem einsam zurückbleibenden Vater wird das Leben unerträglich. Das angenommene preußische Wesen fällt nunmehr als bedeutungslos ab und das „alte katholische Gefühl“ des Polen setzt sich wieder durch. Er gehört zu den Romanfiguren Fontanes, die nichts gewinnen und alles verlieren, ähnlich, wie sein Sohn Tubal. Er hat auch Ähnlichkeit mit den leidenden zum Scheitern bestimmten Figuren in späteren Werken des Schriftstellers. Es läßt sich somit nicht bestreiten, daß von einer Voreingenommenheit den polnischen Adelsgestalten gegenüber bei Fontane nicht die Rede sein kann. Auch im *Schach von Wuthenow* gibt er seinen Überzeugungen Ausdruck, wenn er Victoire von Carayan die Polensache verteidigen läßt.

Der letzte, nach dem Tode des Schriftstellers 1898 erschienene Roman *Der Stechlin* kann als eine Abrundung des Problems „Adel“ angesehen werden. Ähnlich, wie sein erster Roman spielt auch dieser in der Mark, in Preußen. An der Krankenstätte Dubslavs, des Gutsherrn, treffen sich Menschen unterschiedlicher Ideologien und Interessen. Auch hier werden wieder die unleidlichen Seiten des Adels angeprangert, z.B. das falsche Verständnis des natürlichen Lebens der Frau Ermytrud Katzler, der geborenen Prinzessin von Ippe-Büchsenstein, welche folgende Ansichten preisgibt: „Was uns obliegt, ist nicht die Lust des Lebens, auch nicht einmal die Liebe, die wirkliche, sondern lediglich die Pflicht...“²⁶ Auch Dubslavs Schwester, Adelheid, gehört in die Reihe von Gestalten, die zwar Charakter aufweisen, aber ohne menschliche Güte und Wärme sind, nur Adelshochmut zeichnet sie aus. Sie hält das „Unter-sich-bleiben“ für das einzig Richtige. Die einzige Gestalt, welcher Fontane volle Sympathie schenkt, ist der alte Dubslav, an dessen Grab Pastor Lorenzen eine Rede hält und u.a. feststellt: „Er war kein Programmedelmann, kein Edelmann nach Schablone, wohl aber ein Edelmann nach jenem alles Beste umschließenden Etwas, das Gesinnung heißt“²⁷. So einen Edelmann hat sich Fontane erträumt und diesen Wunschtraum vom Adel nahm er mit ins Grab.

Wie Fontane mit einem gewissen Vorbehalt und nur in seinen Berliner Romanen von seinen Zeitgenossen voll akzeptiert wurde, so wird dem Roman *Soll und Haben* von Gustav Freytag nachgesagt, daß er der meist gelesene deutsche Roman des 19. Jh. gewesen ist. 1960 wurde die Millionengrenze der Auflagen überschritten. Man spricht gegenwärtig von einer Fernsehserie auf Grund dieses Romans in 10 Folgen. In Polen sieht man dem mit gemischten Gefühlen entgegen.

²⁵ Ebd., S. 400.

²⁶ Th. Fontane: *Der Stechlin*. In: *Werke, Schriften und Briefe*. München 1970, S. 178.

²⁷ Ebd., S. 351.

Es sollte scheinen, daß ein im Grenzland geborener (Kreuzburg in Schlesien), gebildeter Mensch fähig sein müßte, die Verhältnisse dort aus einer objektiven Sicht zu gestalten. Jedoch gerade das Gegenteil ist eingetreten. Eben diese Nähe hat das Subjektive überwiegen lassen. Mehr noch, hat eine so große Einseitigkeit bewirkt, daß man geneigt ist, über eine Scheuklappenperspektive zu reden. Freytags Freundschaft mit dem Breslauer Kaufmann Molinari, der ein Prototyp für den Kaufmann Schröter des Romans war, hatte seine Sicht beeinflusst. Durch ihn stellte Freytag ein Heilsprogramm auf, für den Aufschwung des Bürgertums und die Stärkung seines Selbstbewußtseins. Alle seine Werke und Schriften haben es darauf abgesehen, die Rolle des Adels in der deutschen Geschichte herabzusetzen und die Bedeutung des Volkes (siehe Bürgertums) hervorzuheben. *Die Ahnen* preisen den endgültigen Triumph des Bürgertums, was auch unverkennbar in der *Verlorenen Handschrift* zum Ausdruck kommt. Daher ist vielleicht auch seine Abneigung zu dem „Junker“ Bismarck abzuleiten, denn seit der Reichsgründung ist das deutsche Bürgertum und der preußische Staat einen anderen Weg gegangen, als der von Freytag vorgezeichnete. In seinen heute schon gänzlich vergessenen Dramen traf Gustav Freytag die Gegenüberstellung von Bürger und Adel, wobei der Bürger immer höhergestellt wurde. So z.B. im Drama *Valentine* (1846) werden die Auswucherungen des Adels dargestellt. Hier zieht der Bürger Adelige zu sich herauf. Auch im *Grafen Waldemar* (1847), bei dessen Neuaufführung (1850) Fontane schrieb, daß Ausgrabungen eines Schliemann positiver zu bewerten seien, als die theatralische Ausgrabung dieses Stückes²⁸, handelt es sich wieder um diese Gegenüberstellung. Desto mehr verwundert die Freundschaft Freytags mit dem Herzog Ernst von Coburg Gotha, den er während eines Sommeraufenthalts im Dorf Siebleben (Gotha) kennenlernte. Herzog Ernst war Gründer des Nationalvereins, dessen Ideen auch von Freytag vertreten wurden. Es war ein literarisch-politischer Verein, entstanden 1853, wo der Schriftsteller mit Max Denker das Preßkomitee leitete. Seinen Roman *Soll und Haben* hat er auch dem Fürsten von Coburg gewidmet, mit dem er über 40 Jahre (1853–1893) in regem Briefwechsel stand. Gleich am Anfang des Briefaustausches äußert sich Freytag über den Adel in Schlesien: „Der zahlreiche kleine Adel kann uralte polnische Gewohnheiten nicht loswerden (...) Viel Prätension, wenig solide Agriculturspeculation, die Rittergüter, welche in Schlesien über 50% der gesamten Bodenfläche bilden, sind in der ungeheuren Mehrzahl zu 2/3 mit Schulden belastet. Die letzten zehn Jahre haben den schlesischen Edelmann in vieler Beziehung noch mehr demoralisiert, nicht in seinem Familienleben, sondern in seinem industriellen. Es herrscht dort eine Güterwucherei, die für viele der Anfang des Endes ist, die Güter gehen zu

²⁸ H. Meyer: *Gustav Freytags bürgerliches Heldenleben*. Nachwort. In: G. Freytag: *Soll und Haben*. Hanser, München 1977, S. 841.

ungeheuren Preisen von Hand zu Hand, kaum eine Familie giebt es in einzelnen Kreisen, welche ernsthaft bedacht ist, der Väter Erbe sich zu erhalten. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß der adlige Gutsbesitzer, sobald er Spekulant wird, in großer Gefahr ist, so gemein zu werden, wie der schlechteste Jude...²⁹ Wenn Freytag hier von den „uralten polnischen Gewohnheiten“ spricht, so meint er selbstverständlich nur die ganz schlechten Gewohnheiten, die den „guten“ deutschen Adel zur Ruine führen. Im Gegensatz zu Fontane wird in bezug auf Adel nie von Gesinnung gesprochen, wovon natürlich, wie es Freytag versteht, beim polnischen Adel überhaupt nicht die Rede sein kann. Als Zugabe noch eine Briefäußerung an seine spätere (dritte) Gemahlin, Anna Strakosch, die er in Briefen immer „Ilse“ nannte: „Wie denkt Frau Ilse über Polen? Als Jungen und Gentlemen in Lackstiefeln sehr nett, als Bevölkerung unleidlich. Hierin bin ich durchaus Montecchi und das Gemüth ist mir gerade jetzt durch die Verhandlungen im Reichstag und die Opposition des Centrums schwer bedrängt“³⁰. Eventuelle polenfreundliche Beschlüsse im Reichstag wären für ihn also unleidlich. Die Gefahr der „polnischen Frage“ stand für ihn außer aller Diskussion. In diesem Zusammenhang muß man auch die ideelle Seite von *Soll und Haben* sehen. In einem Brief an Johannes Geffken heißt es da: „Aber im Grunde lag mir während der Arbeit am meisten an der Tendenz und zwar an der politischen Tendenz. Das mag für diese und künftige Kunstleistungen ein Übelstand sein, aber gern will ich auf den Dichterruhm verzichten“³¹. Der Schriftsteller bekämpfte die innerpolitischen Verhältnisse in Preußen, plädierte aber für die Führung Preußens in Deutschland. Die pädagogische Absicht wird bei ihm so weit getrieben, daß alles was deutsch (preußisch), bürgerlich — einen gemeinsamen positiven Nenner hat, alles andere, d.h. das polnische und jüdische Wesen, nur negativ beurteilt wird. Sogar das Proletariat, das Freytag 1848 in Breslau kennengelernt und als „drohend und unbändig“ beschrieben hatte, gibt es im Roman nur als polnischen Pöbel. Die Kontrastfunktion zum preußisch-deutschen Wesen wird den Polen zugeteilt. Bei ihnen findet man die Umkehr deutscher bürgerlicher Tugenden. Kaum ein Vorurteil aus dem traurigen Repertoire der Völkerklischees wird ausgelassen. Die Polen sind unordentlich und nicht arbeitsam (polnische Wirtschaft), unaufrichtig und falsch, pflichtvergessen und unzufrieden mit den gegebenen Verhältnissen. Freytags Meinung nach haben die Deutschen ein moralisches Recht, das polnische Land in Besitz zu nehmen (bzw. das besetzte Land gegen

²⁹ G. Freytag: *Brief an Herzog Ernst von Coburg aus Siebleben vom 26. Juli 1853*. In: *Gustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel 1853—1893*. Leipzig 1904, S. 3—4.

³⁰ G. Freytag: *Brief an seine Gattin aus Wiesbaden vom 1. März 1886*. In: G. Freytag: *Briefe an seine Gattin*. Berlin 1912, S. 41.

³¹ Vgl. J. Geffken: *Die Tendenz in Gustav Freytag „Soll und Haben“*. In: *Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte* 13 (1899), S. 88.

die „Insurgenten“ zu verteidigen), sie sind berufen, es zu kolonisieren. Freytag beschwört den „unaufhörlich siegreichen Kampf“ der Deutschen im Slavenland: „ein neues deutsches Geschlecht, dauerhaft an Leib und Seele, wird sich über das Land verbreiten, ein Geschlecht von Kolonisten und Eroberern“³². Wie „undeutsch“ und „unbürgerlich“ die Polen sind zeigt sich vor allem an ihrer Vorliebe für Revolutionen. Kaufmann Schröter belehrt Anton Wohlfahrt, was eine Revolution ist, u.zw. ein Zusammenrotten undisziplinierter, zumeist dreckiger Haufen, bestehend aus „Adel“ und „Pöbel“, von denen „jeder einzeln schlimm genug, wenn sie für sich Politik treiben“; Revolution ist Chaos, „sie verwüstet immer und schafft selten Neues“³³. Weiter indoktriniert Schröter seinen aufmerksamen Lehrling: „Es gibt keine Race, welche so wenig das Zeug hat, vorwärts zu kommen und sich durch ihre Capitalien Menschlichkeit und Bildung zu erwerben, als die slavische. Was die Leute dort im Müßiggang durch den Druck der rohen Masse zusammengebracht haben, vergeuden sie in phantastischen Spielereien. Bei uns thun das doch nur einzelne bevorzugte Klassen und die Nation kann es zur Not etragen. Dort drüben erheben die Priviligierten den Anspruch, das Volk darzustellen. Als wenn Edelleute und Leibeigene Bauern einen Staat bilden könnten! Sie haben nicht mehr Berechtigung dazu, als dieses Volk Sperlinge auf den Bäumen. Das schlimmste ist nur, daß wir ihre unglücklichen Versuche auch mit unserem Gelde bezahlen müssen. ‚Sie haben keinen Bürgerstand?‘ sagte Anton eifrig beistimmend ‚das heißt sie haben keine Cultur‘ fuhr der Kaufmann fort“³⁴. Hartmut Steinecke³⁵ legt die Behauptungen Schröters so aus, daß sie auf eine ganz primitive Weise meinungsbildend seien, u.zw., daß z.B. die Revolution nur in Polen möglich sei. Politisches im weitesten Sinne gehört also nach Freytag nicht zum Entwicklungsgang des deutschen Bürgers. Kurt Classe bestätigt in seiner Dissertation *Gustav Freytag als politischer Dichter*, dessen heftige Ablehnung gegen das Polentum: „*Soll und Haben* mag vielleicht in nicht zu unterschätzendem Maße dazu beigetragen haben, das deutsche Volk von seiner Polenbegeisterung, die in jenen Tagen schon abflaute, zu heilen“³⁶. An anderer Stelle heißt es noch: „In dem Streite, wie die polnische Frage zu lösen wäre, ob durch Versöhnung oder Germanisierung der polnischen Gebiete, tritt Freytag entschieden für eine Germanisierungspolitik ein“³⁷. „Für den Sohn der Grenze gibt es keine

³² G. Freytag: *Soll und Haben*, op. cit., S. 830.

³³ Ebd., S. 347.

³⁴ Ebd., S. 382.

³⁵ Vgl. H. Steinecke: *Gustav Freytag „Soll und Haben“ (1855). Weltbild und Wirkung eines deutschen Bestsellers*. In: *Romane und Erzählungen des bürgerlichen Realismus. Neue Interpretationen*. Reclam, Stuttgart 1980.

³⁶ K. Classe: *Gustav Freytag als politischer Dichter*. Inaugural-Dissertation. Hildesheim 1914, S. 72.

³⁷ Ebd., S. 73.

Versöhnung mit den Polen, nur Kampf, nicht Frieden kann zwischen der deutschen Rasse und der polnischen bestehen. Sein (Freytags) Roman ist auf manchen Seiten geradezu eine Kampfschrift für eine kraftvolle und nationale Polenpolitik, und einige Sätze könnten unverändert in jedem Flugblatt des deutschen Ostmarkenvereins stehen. Die Germanisierung der Ostmark erhofft Freytag vor allem von einer regen deutschen Siedlungspolitik (...) Nicht allein aus Gründen des direkten Staatsinteresses bekämpft Freytag die Polen so heftig, sondern seine Feindschaft entspringt vor allem auch aus dem stark entwickelten Rassebewußtsein des Grenzbewohners. Die Polenfrage ist für ihn auch eine Rassenfrage. Die Polen sind ihm ein unfähiges herabgekommenes Volk. Eine Vermischung mit ihnen kann das Deutschtum nur von seiner Höhe herabziehen. Ein Beweis für diese Behauptung sind für Freytag die Schicksale vieler deutscher Kaufmannsfamilien, die sich in Polen niedergelassen haben, um schließlich ebenfalls in der polnischen Lotterwirtschaft zu verkommen (...) Die Gegensätze zwischen Polen und Deutschen sucht Freytag auch lieber zu verschärfen als zu mildern, umso mehr, da er an keine aufrichtige Versöhnung mit den Polen glaubt. Die Deutschen sollen sogar den gesellschaftlichen Umgang mit den Polen meiden''³⁸. Kurt Classe scheint mit dem Standpunkt Freytags übereinzustimmen, was davon zeugt, daß solche Ansichten zu jener Zeit in Deutschland sehr verbreitet waren. Was den gesellschaftlichen Umgang der Polen mit den Deutschen betrifft, so wird in dem Roman direkt darauf angespielt. Es handelt sich darum, daß die deutsche Adelsfamilie der Rothsattels mit der polnischen Gräfin Tarowska verkehrte, was sie außer allem anderen noch disqualifiziert. Anton stören bei einem Besuch im Hause der Herren von Tarow, die sich später als Rädelsführer bei den Revolutionsunruhen zu erkennen geben, viele Dinge: „die Fensterscheiben waren geflickt (...) auf dem schwarzen Fußboden ein zerrissener Teppich (...) die Damen saßen um einen abgenutzten Tisch (...) im Nebenzimmer liefen Kinder mit mangelhafter Garderobe umher (...) und lärmten wie Unholde''³⁹. Als er noch mehr dergleichen zu sehen bekam, verurteilt er von seinem spießbürgerlichen Standpunkt aus, die Anwesenheit der Rothsattels an diesem unwürdigen Ort: „Es schien ihm nicht männlich und nicht würdig, daß die deutsche Familie sich so hingebend unter Gegnern bewegte, welche wahrscheinlich in diesem Augenblick Feindliches gegen sie und gegen ihr Volk in Sinne hatten''⁴⁰. Der Schriftsteller läßt seinen Helden, Anton Wohlfahrt, einen Bewußtseinprozeß durchlaufen. Anfangs betrachtet der Held den Adel mit einer gewissen Faszination. Dies gilt besonders dem liberalen Adel, dem Junker Fink. Dieser beharrt zwar auf den übernommenen Umgangsformen seiner Klasse, nicht aber auf ihren

³⁸ Ebd., S. 74.

³⁹ G. Freytag: *Soll und Haben*, op. cit., S. 69.

⁴⁰ Ebd., S. 71.

Privilegien und ihrer Dominanz: „Was meinen deutschen Adel betrifft (...) er hat für mich ungefähr denselben Wert, wie ein paar gute Glanzstiefeln und neue Glacéhandschuhe“⁴¹. Fritz von Fink hat als Adeliger die Anlage zum gewissenlosen Libertin genau so wie als Bürger zum amoralischen Kapitalisten und er wird in beiden Rollen vorgeführt. Dank Wohlfahrt jedoch findet er seine wahre Bestimmung als Prototyp des „modernen Adels“, der seine kapitalistisch betriebene Landwirtschaft im Osten mit national-politischen Zielen verknüpft. In dem Verhältnis der Freunde wird das vom Autor gewünschte Verhältnis zwischen Bürgertum und Adel veranschaulicht. Der selbstbewußte Kaufmann ist gleichberechtigter Partner des adeligen Landwirtes, der sich den Forderungen der Industriegesellschaft richtig anpaßt und der Arbeit einen politischen Sinn verleiht. Fink bekennt sich also zu den Idealen des Bürgertums, er macht als einzige Figur im Roman eine Entwicklung durch. Der Autor schuf hier eine Modellfigur für die Annäherung beider Klassen. Fink übernimmt ein polnisches Gut, und der Erzähler prophezeit das Aufkommen eines neuen Geschlechts von Eroberern, wovon schon an anderer Stelle die Rede war. Freytag unterscheidet zwei Gruppen von Adel — den liberalen Adel, der an Industrialisierung interessiert ist und den konservativen, welcher vollkommen abgelehnt wird — weil er durch seine Interessen im Gegensatz zum Bürgertum steht. Der alte Adel wird durch Verbrauch und Aufwand charakterisiert, nicht durch Verzicht und Bedürfnislosigkeit. Er ist durch Vorurteile und Standesgewohnheiten nicht fähig, Anschluß an den Fortschritt zu finden. Nur ein kleiner Teil des Agraradels schaffte den Übergang zum Agrarkapitalismus. Geschichtlich ist es erwiesen, daß Ende des Jahrhunderts der überwiegende Teil der verschuldeten Güter in bürgerlichen Händen war. Die ehemaligen Besitzer lebten als Offiziere und Beamte im Staatsdienst von Steuern. Freytags Kritik am Adel spart dessen rekonstruierte politische Herrschaft, seine politischen Privilegien, die Antagonismen überhaupt aus. Nur landwirtschaftliche Existenz wird dem Adel zugesprochen. Der Held des Romans *Soll und Haben* muß den Verfall und die Brüchigkeit des Adelsstandes kennenlernen, indem er durch Lenore, die Tochter des Barons Rothsattel, auf Abwege gerät, um schließlich zur Einsicht zu kommen und „standesgemäß“ die Schwester seines Chefs, Sabine zu heiraten. Anton sieht geblendet vom Glanz der Adelswelt zunächst nicht, daß sein Zutritt zum Tanzkränzchen des Adels an ein Gerücht gebunden ist, welches seine Mutter zu einer fürstlichen Mätresse machte. Im Sinn der bürgerlichen Moral wurde er dadurch ehrlos, jedoch als er von dem Gerücht erfährt, besteht er sofort auf Enthüllung der Wahrheit, die ihn zwar aus der adeligen Welt ausschließt, aber seine Ehre wiederherstellt und ihm den Respekt des Adels erzwingt. Anton muß noch einen Irrweg gehen, indem er sich bereit erklärt Geschäftsführer der Rothsattels zu werden. Die Gefahr,

⁴¹ Ebd., S. 108.

seine bürgerliche Ehre beinahe verloren zu haben, wirft ihm Schröter vor: „Sie sind der Vertraute eines bankrotten Schuldners gewesen, der manche Eigenschaft eines braven Mannes bewahrt haben mag, der aber in schlechten Geschäften mit verzweifelten Menschen das verloren hat, was in meiner Handlung Ehre heißt“⁴². Wenn in Freytags bekanntestem Drama — *Journalisten* — Standesgegensätze durch die Ehe überbrückt werden sollen, so wird in *Soll und Haben* genau das Gegensätzliche angestrebt. Der Bürger heiratet eine Bürgerliche, der Baron eine Baronesse. Auch in dem Roman *Die verlorene Handschrift* wird am Adel scharfe Kritik geübt. Freytag stellt die Intrigen eines kleindeutschen Fürstenhofes dar, wo die Fürstentochter, als die adelig-sündige Verderberin, nach altem Klischee, einen ehrbaren bürgerlichen Gelehrten zu verführen versucht. Am schlimmsten jedoch kommt der polnische Adel weg. Um noch einmal zu dem Bestsellerroman zurückzukehren, so sei außer der unordentlichen Wirtschaft auf Tarow noch ein weiteres Beispiel angeführt. Auf der Suche nach ihren gefährdeten Waren kommen Schröter und Anton während der Unruhen nach Krakau. Dort begegnen sie einem polnischen adeligen Offizier, der ein Bild polnischer adeliger Unzivilisiertheit darstellt. Er spricht seine polnischen Landsleute grundsätzlich mit Hundennamen an, schlägt „seinem Fuhrmann mit der Pistole auf den Kopf“, hält den Wirt bei den Haaren fest und „zerzaust ihn in gefährlicher Weise“, zieht ihn „unter fortgesetztem freundschaftlichen Haarraufen nach dem oberen Stock“, wo er schließlich ihm mitteilt, daß er erschossen werde. Diese Szene sollte verbildlichen, daß in diesem Land selbst die Priviligierten ‚keine Kultur‘ haben. Um noch zu betonen, daß letztlich kein so großer Unterschied besteht zwischen den so unzivilisiert vorgehenden Adeligen und ihren noch unzivilisierteren polnischen Untergebenen, wird noch eine bildhafte Szene hinzugefügt: „er betrachtete die unsauberen Betten und streckte sich endlich mit einem französischen Fluch auf einem derselben aus (...), so war er mit seiner Umgebung kein unpassendes Bild der Aristokratie seines Stammes“⁴³.

In der 1977 im Hansa-Verlag erschienenen Ausgabe des Romans *Soll und Haben* schreibt Hans Meyer im Nachwort mit dem ironisierenden Titel: *Gustav Freytags bürgerliches Heldenleben*, daß sich die Prophezeihungen des Schriftstellers nicht verwirklicht haben und daß z.Z. polnische Germanisten sich mit diesen Themen beschäftigen. Als „Höhepunkt der Komik“ empfindet Meyer *Die Ahnen*, „wo die deutsche Geschichte in die Kleinstadt eines Privatdozenten mündet“⁴⁴.

Marie von Ebner Eschenbach ist hier, ihrem Anliegen nach, diejenige Schriftstellerin, die den Adel, seine guten und schlechten Seiten, am besten kennt, und die ehrlich genug ist, ihn mit voller Objektivität darzustellen.

⁴² Ebd., S. 760.

⁴³ Ebd., S. 427.

⁴⁴ H. Meyer, op. cit., S. 841.

Moritz Necker schrieb im August 1900, zu ihrem 70. Geburtstag: „Sie ist bewußt und noch vielmehr unbewußt eine echte Adelsnatur. Jene schönen Instinkte der Großherzigkeit, der Großmut, der Initiative, des nicht erlernbaren, nur ausbildungsfähigen Taktgefühls, der ursprünglichen Lebenskunst, der schönen Form im Ausdruck und in der Handlung, die wir alle als Merkmale echter Aristokratie ansehen: sie hat es von ihren Vätern geerbt...“⁴⁵ Diese Tochter deutsch-slavisches Adelsgeschlechts, eine geborene Gräfin Dubsky, die mit einem großen Teil der österreichischen Aristokratie verwandt war, hat dank der Mischung deutsch-slavisches Blutes ihre Liebe zu beiden Stämmen nie verleugnet. In der Aristokratie der damaligen Zeit wurden literarische Neigungen nicht gefördert, aber ihre Stiefmutter schickte die literarischen Texte Mariens an Grillparzer, der sie positiv beurteilte. Eigentlich wollte die junge Adelige ihre Feder vor allem dem Theater widmen, aber ihre Dramen, die auch zur Aufführung kamen, wurden von der bürgerlichen Kritik scharf verurteilt. Deshalb wandte sie sich der erzählenden Prosa zu. Hier finden wir die Polemik gegen die Vorrechte des Adels, literarische Satire, Bilder aus dem Volke. Die Jugend Marie Ebners fiel in die Zeit des Zusammenbruchs des alten Feudalstaates und der Aufrichtung des modernen Staatswesens, mit der Gleichberechtigung aller Bürger. „Der begabtere Teil der österreichischen Aristokratie stand damals auf der Seite der neuen Zeit des Liberalismus. Um die Aufhebung der Bauernrobot haben sich Adelige nicht am wenigsten verdient gemacht (...) Die angeborne Freiheit ihres Geistes und ihr ursprüngliches Rechtsgefühl mußte die junge Komtesse Dubsky zum Gegner der ererbten Vorrechte und Vorurteile ihres Standes machen“⁴⁶. Man sagt ihr nach, daß sie die Läuterung des bürgerlichen Liberalismus zum Sozialismus mitgemacht habe. In allen ihren Erzählungen und kleinen Romanen wird beinahe der ganze Verlauf der österreichischen Geschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jh. reflektiert. In den Novellen *Der Kreisphysikus* und *Jakob Szela* sehen wir die Widerspiegelung der galizischen Bauernbewegung in den Jahren 1846 und 1847. Es war ein Aufstand der Bauern gegen den Adel, da die Interessen des polnischen Adels, der um die Wiederherstellung Polens kämpfte, nicht immer mit den Interessen der Bauern, die sich vom Joch des Adels befreien wollten, Hand in Hand gingen. Jedoch Marie von Ebner Eschenbach treibt keine Politik, wie es Freytag in seinen Werken tat. Sie will nur Dichterin sein. Erinnerungen aus der heimischen Geschichte trugen dazu bei, den spezifisch österreichischen Charakter ihrer Dichtungen zu prägen. Daß sie das reizvolle Genre der Dorf- und Schloßgeschichten schuf, ist ihrer aristokratischen Herkunft zu verdanken. Wie die meisten Adelige wohnte auch ihre Familie die meiste Zeit des Jahres auf ihrem Schloß in der Provinz. Die Wintersaison verbrachte man in der Residenz, in Wien. Der

⁴⁵ M. Necker: *Marie von Ebner Eschenbach. Nach ihren Werken geschildert von...* München 1916, S. VIII.

⁴⁶ Ebd., S. 102 f.

Ablauf von Abschiednehmen und Wiederkehr durchzieht ihre ganze Novellistik. Man kann behaupten, daß Gestalten aus dem Volke in diesen Geschichten mehr im Vordergrund stehen als die der Schloßherren, z.B. *Die Unverständene auf dem Dorfe*, *Die Resel*, *Die Großmutter*. Man hat im 19. Jh. versucht, ihre Werke mit denen von Ibsen zu vergleichen, der, ähnlich wie die Schriftstellerin, auch meistens Frauenschicksale behandelte. Aber Ibsen als Naturalist legt Akzent auf die Zeichnung von schlechten oder brüchigen Charakteren und wirkt moralisierend durch die Enthüllung des Bösen. Die Grundstimmung Marie Ebners dagegen ist — gleichmäßig heiter —, was sie als das Wünschenswerteste im Leben empfindet. Durch vorbildliche Gestalten will sie das Gute zeigen. Davon zeugen ihre bekanntesten Aphorismen, z.B. „Die jetzigen Menschen sind zum Tadeln geboren. Vom ganzen Achilles sehen sie nur die Ferse“⁴⁷.

Das umfassendste Bild der österreichischen Aristokratie wird in der großen Erzählung (eigentlich schon Roman) *Unsühnbar* präsent. Die größten und bekanntesten Werke der Schriftstellerin entstanden, ähnlich wie bei Fontane, in ihrer Altersperiode. Die 1890 geschriebene, obenerwähnte große Erzählung rief verschiedene Kontroverse hervor. Kritiken wurden laut, die das gespannte Verhältnis der Ebner zu ihren eigenen Standesgenossen beleuchteten und somit aufwiesen, welchen Mißverständnissen ihre Adelskritik ausgesetzt war, zu der sie sich doch lediglich durch ihr Mitverantwortungsgefühl mitreißen ließ. Eine dieser Kritiken erschien in der „Allgemeinen Zeitung“ und soll hier beispielhaft in Auszügen zitiert werden: „Nur eins sollte sie einmal lassen (...) wir meinen das fortwährende Ironisieren, Bespötteln, Benörgeln des österreichischen Adels (...) Die gegenwärtigen Vertreter des österreichischen Adels (...) — beteiligen sich nach allen Richtungen hin am öffentlichen Leben und stellen überall ihren Mann, sind ausgezeichnete politische Beamte, wirken in den Landtagen und spielen überall eine hervorragende Rolle (...) Vollends lassen wir auf die ‚Einzigen in ihrer Art, die berühmten Wiener Comtessen‘ wie Frau von Ebner sagt, nichts kommen. Das mögen Mädchen sein, die in ihrer Art sich zu geben und sprechen, etwas amerikanisch frei erscheinen, aber das sind offene, gesunde (...) Naturen (...) Sie heiraten, nachdem sie ihre Jugendgenossen haben, standesgemäß, denn sie halten an Traditionen fest (...) werden gute Ehefrauen und gute Mütter, stets durch und durch Damen der großen Welt“⁴⁸.

Auf diese Kritik antwortete Moritz Necker sehr einsichtsvoll in den „Grenzböten“: „Wenn nun da ein Kritiker kommt und sich zum galanten Verteidiger der ‚berühmten Wiener Comtessen‘ (...) aufwirft — so muß man sagen, daß es doch geradezu komisch ist, die Ebner mit ihren eigenen Waffen schlagen zu wollen. Denn das Bild, das der Kritiker (...) entwirft, ist ja ganz und gar das

⁴⁷ M.v. Ebner Eschenbach: *Aphorismen*, op. cit., S. 119.

⁴⁸ Anonymus in: *Allgemeine Zeitung* Nr. 99 vom 10. April 1890 Wien.

der Comtesse Muschi, der berühmtesten aller Wiener Comtessen. Wie kann man also der Dichterin vorwerfen, daß sie die Comtessen nicht kenne? Das ist doch absichtliches Mißwollen und Mißverstehen. Was aber der Kritiker hinter der Phrase ‚durch und durch Damen der großen Welt‘ verbirgt, daß eben deckt die Ebner mit lobenswerter Rücksichtslosigkeit auf, indem sie uns die banalen Interessen dieser ‚großen Welt‘ offenbart, die in der Freude am Sport und Turf ihren Gipfelpunkt finden. Nicht gegen den Charakter der Comtessen, sondern gegen ihre Ideale hat sich die Satire der Ebner gerichtet (...) Der Kritiker weist ferner darauf hin, daß sich der österreichische Adel gegenwärtig überall an den Staats- und Privatgeschäften mit Eifer beteilige. Das ist wahr; Wie aber darf man der Ebner den Vorwurf machen, daß sie diese Zustände nicht kenne, da sie es doch war, die vom Beginn ihrer litterarischen Laufbahn an die Notwendigkeit der Teilnahme des Adels an den Staatsgeschäften und großen Industrieunternehmungen nachdrücklich gefordert hat, und die alle Satire nur gegen jene Überlieferung der *grands seigneurs* richtete, die die Arbeit nur als Pflicht der Bürgerlichen, den Müßiggang als Vorrecht des Adlichen bezeichnete? Wenn sich die Zeiten geändert haben, so muß die Gerechtigkeit einen Teil des Dankes für diese Besserung Marie Ebner zuerkennen“⁴⁹.

Auch Paul Szczepański, österreichischer Offizier, seit 1888 auch Redakteur und Schriftsteller, nimmt in einer Rezension des Werkes Stellung zu dem Problem „Marie Ebner und der Adel“: „Ich weiß wohl, daß man hie und da Frau von Ebner Eschenbach den Vorwurf macht, sie halte der österreichischen Aristokratie den Spiegel vor, der kein schmeichelhaftes Bild zurückstrahle, und daß man andererseits aus ihren Werken den Rückschluß machen zu können glaubt, die österreichische Aristokratie sei im innersten Grunde zerfressen von Frivolität, Leichtsinn, Mangel an Bildung und geistigen Interessen. Ich kann Beiden nicht zustimmen. Zweifellos sind Figuren, mit denen sie agiert, so echt, wie sie überhaupt nur ein Dichter malen kann; (...) Und in der Erzählung *Unsühnbar* ist die Mehrzahl der Personen durchaus nicht schmeichelhaft für die österreichische Aristokratie, — das ist richtig. Aber (...) der arme Vetter Dornach mit seiner Familie, das sind auch Typen der österreichischen Aristokratie und zwar solche, auf die man stolz sein kann, und sie sind (...) die führenden Personen des Romans. Das sollten diejenigen nicht vergessen, die sich aus den Werken der Frau von Ebner Eschenbach ein falsches Bild der österreichischen Aristokratie zusammensetzen; die Schuld liegt an ihnen und nicht an der Dichterin“⁵⁰. Dies sind nur einige Stimmen der großen Kritikerflut, die das Werk begleiteten. Zumeist nahm man Anstoß an der Führung der Hauptgestalt Marie v. Dornachs, deren Verhalten für viele unverständlich

⁴⁹ M. Necker: *Marie Ebner und der Wiener Adel*. In: Die Grenzboten Jg. 49, H. 19 (Mai) 1890 Leipzig, S. 28 5—287.

⁵⁰ P. Szczepański: *Büchertisch*. In: Velhagen & Klasings Neue Monatshefte, S. 372.

schien, die aber, wie die meisten Gestalten der Schriftstellerin, einer wirklichen Begebenheit entnommen worden war. Unser Interesse soll jedoch vor allem auf den Adel gerichtet werden. Innerhalb der Adelsgesellschaft heben sich zwei Gruppen heraus: Der Wiener Hochadel (dem die Heldin angehört), der in der Regel den Winter in der Residenz und den Sommer auf seinen Landgütern verbringt, und der seßhafte mährische Landadel (die Verwandten ihres Mannes, des Grafen Dornach).

Die Möglichkeit, ein Gesamtbild der damaligen „Wiener Société“ zu entwerfen, bietet sich anlässlich des prunkvollen Faschingballs der Dornachs. Sie wird vor allem dazu benutzt, die junge debütierende Aristokratie vorzustellen. Die Komtessen sind „sorgfältig betreut worden, von ihrem ersten Atemzuge an behütet vor dem Anblicke des Häßlichen und Schlechten, aufgewachsen in Unkenntnis des Elends und der Schuld“⁵¹ und die jungen Herren haben wie sie die Zuversicht, „daß es die Welt nur gut mit ihnen meinen könne“. „Eleganz“ ist das Schlüsselwort ihrer Existenz⁵².

Dem ärmeren Landadel bringt die Autorin mehr Verständnis entgegen. In dieser Erzählung handelt es sich um Graf Dornachs armen Vetter Wilhelm und seine Familie. Die Eheleute Wilhelm und Helmi mit ihren acht Knaben verkörpern in ihrer redlichen Armut, ihrer steten Hilfsbereitschaft einen kernig-treuherzigen Menschenschlag. Sie sind „einfach, selbstlos und gut“, wie die sterbende Gräfin Maria von ihnen sagt. Sie werden auch insofern belohnt, da sie das Erbe Dornachs antreten. Marie Ebner zeigt in dem Werk eine Anzahl Adelstypen, z.B. den Grafen Tessin, der Maria verführt. Tessin ist ein Don Juan. Mit seinen Reisen in ferne Länder, seinen Frauengeschichten verkörpert er den Typ des Abenteurers, welchen solche Autoren wie Schnitzler und Hofmannsthal mit Vorliebe dargestellt und ihnen einen bleibenden Platz in den Romanen der Jahrhundertwende verschafft haben. Ein etwas verwandter Typ ist Graf Wolfsberg — Marias Vater, ein Genuß- und Lebemensch, der nicht imstande ist, seine Leidenschaften zu zügeln. Es werden adelige Damen in ihrer Herzenskälte gezeigt, wie z.B. Gräfin Adolphine, genannt Dolph, Wolfsbergs Schwester und Gräfin Agathe, Dornachs Mutter. Auch in der Nachbarschaft gibt es diverse Typen, z.B. in der Charakteristik der beiden Familien Wonsheim zeigt sich vor allem ihr leichtsinniges Verhalten. Einer der Wonsheims, Graf Clemens, hat den Tod des kleinen Hermann Wolfgang durch Unbedachtsamkeit und Leichtsinns verschuldet. Hier wird die Schuld einer Oberschicht angeprangert, die statt sich ihrer Pflichten und Verantwortlichkeiten bewußt zu sein, gedankenlos-selbstsüchtig in den Tag hineinlebt. Rudolf Majut schreibt in seiner *Geschichte des deutschen Romans vom Biedermeier bis zur Gegenwart* in bezug auf diese Erzählung: „Nirgends als in dieser österreichischen *Effi Briest* ist Maria

⁵¹ M. v. Ebner Eschenbach: „Unsühnbar“. *Kritische Texte und Deutung* en. Bd. I. Bouvier, Bonn 1978, S. 50.

⁵² Ebd., S. 51.

von Ebner Fontane so nahe gekommen, auch in der bewundernswerten Zeichnung der Nebenpersonen (...) Frau von Ebner ergreift nicht Partei, sie mocht Schicksal und Verhalten Marias aus der Welt der österreichischen Aristokratie begreiflich"⁵³. In der Forschung wird die eindrucksvolle Darstellung von Glanz und Elend der österreichischen Adelsgesellschaft des ausgehenden 19. Jh. gerühmt.

Die Berichte von den aufregenden Vorgängen in Galizien, der seltsamen Doppelrevolution vom Jahre 1846, hat auf die damals Sechzehnjährige einen unverlöschlichen Eindruck ausgeübt. Ähnliche Gegensätze und Auseinandersetzungen hatte auch sie unmittelbar erlebt, da sie in einem Landesteil aufgewachsen ist, wo sich Deutschtum und Slaventum eng berührten, und in ihren Adern sich slavisches Blut mit deutschem mischte. In der österreichisch-ungarischen Monarchie spielen fast alle ihre Erzählungen. Sie enthalten viel Zeitgeschichtliches auch durch die Verwicklungen von sozialen und völkergeschichtlichen Fragen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß sie auf die Geschehnisse in Galizien aufmerksam wurde. Wie schon angedeutet, interessierte sie sich nicht so sehr für Politik, eher war sie an den seelischen Vorgängen der agierenden Menschen interessiert, weswegen die von ihr beschriebenen Vorgänge nicht immer mit den geschichtlichen Tatsachen übereinstimmen. Bekannt ist, daß die Lieblingsgestalten der Dichterin starke Männer mit einer Kinderseele voll Güte und Treue waren, wie z.B. Gottfried in der Erzählung *Lotti die Uhrmacherin* oder der junge Rondsberg in *Božena*, Hermann und Wilhelm in *Unsühnbar*. Es sind vor allem Menschen, die fähig sind, sich selbst, das eigene Interesse zu vergessen, in der Hingabe an eine Sache, eine Idee, die sie als richtig erkannt haben. Freilich werden sie darum in einer Zeit, wo Rücksichtslosigkeit und Egoismus herrschen, als unpraktische Idealisten verspottet. So belächelt die große Menge den Emissär Dębowski im *Kreisphysikus*, der erfüllt von tiefster Menschenliebe sich ganz seiner Sendung opfert, als törichten Schwärmer.

Wir sehen, selbst in den geschichtlichen Erzählungen *Jakob Szela* und *Der Kreisphysikus*, keine reichbewegte Handlung, kein buntes Bild der stürmischen bewegten Zeit, sondern das volle Licht fällt auf das Seelenleben einzelner Menschen. Der kulturhistorische Hintergrund wird nie zur Hauptsache. Da in den genannten Erzählungen auch polnische Adelige Erwähnung finden, soll hier auf sie etwas näher eingegangen werden. Die Schriftstellerin stellt Jakob Szela, in der gleichnamigen Erzählung, als kaisertreuen polnischen Bauern dar, und läßt ihn den Doppelsinn des Lebens auskosten. Er glaubt, daß der Kaiser die Bauern sozial schützt, die Adelige aber ihre Rechte mißbrauchen und da die polnischen Adelige die kaiserliche Staatsmacht bekämpfen, wenden sich die Bauern gegen diese. Die deutschen Herren werden höher geschätzt, obwohl sie genauso leichtsinnig und hart sind. Am Handlungsanfang wird die Gestalt

⁵³ R. Majut: *Geschichte des deutschen Romans vom Biedermeier bis zur Gegenwart*. In: *Deutsche Philologie im Aufriß*. Bd. 2. Berlin und Bielefeld 1954, Sp. 2197.

des österreichischen Grafen O. vorgeführt, welcher der Nachbar des polnischen Herren von Bogusz, des Eigentümers von Smarzowa war. Graf O. haßte Bogusz, wegen seiner, wie es heißt, „Österreich-feindlicher Gesinnung“ und gönnte ihm alles Schlimme. Graf O., der verwitwet war und drei Söhne hatte, suchte nach dem Tode seiner Frau Zerstreung, fuhr oft nach Lemberg, verbrauchte mehr Geld als er einnahm, drückte seine Pächter und wurde seinen Bauern ein harter Herr. Die Bauern erinnerten sich aber noch an frühere Zeiten, wo es ihnen noch schlechter ging, „in welcher es den Edelmann keinen Kreuzer kostete, wenn er einen seiner Untertanen erschlug und nur fünfzehn polnische Gulden, wenn er den seines Nachbarn erschlug“⁵⁴. Graf O. wird als jähzorniger Herr gezeigt, der auch Jakob Szela schlägt, obwohl dieser ihn eigens vor der Gefahr warnen will, die ihm von Seiten seines Mandators, Jaslo, eines Polen droht. Szela ist von seiner Idee so überzeugt, daß er die Schläge des Grafen auf diese Weise auslegt: „Armer Herr Graf – für so verblendet hätte ich ihn doch nicht gehalten. Armer Herr! Ganz betört hat ihn der polnische Schwätzer“⁵⁵. Als aber Szela die von Jaslo betörten Söhne vor der Wut der Bauern rettet und dieselben veranlaßt, die Güter ihres Herrn vor den umherziehenden Revoltierenden zu schützen, wird der Graf geläutert: „Der Graf war von dem Benehmen seiner Untertanen gewaltig gerührt und machte ihnen viele Versprechungen (...) In besseren Tagen wurden auch einige von ihnen erfüllt“⁵⁶. Im Ganzen also kommt hier der deutsche Graf besser davon, als die polnischen. Frappierend jedoch, was die Autorin von den leichthin gesagten Worten des Grafen hält, daß von den vielen Versprechungen in besseren Tagen sogar einige eingehalten wurden. Die polnischen Herren treten, außer dem Mandator Jaslo, kaum persönlich in Erscheinung. Man bemerkt aber auch bei dessen Charakterisierung, daß die Schriftstellerin sein Handeln im gewissen Sinne zu verstehen versucht: „jeder, der ihn sah, konnte nichts Schlechtes von ihm denken. Vielleicht, weil er selbst in dem Glauben handelte, recht zu tun, indem er alle, die einer anderen Partei angehörten als er, zu betören, zu verführen oder zu verraten suchte“⁵⁷. Weiter wird noch auf die Methoden hingewiesen, deren sich die Konspirateure bedienen: „Er schien sich das Vorgehen des Herrn Longschamps, Güterkommissärs beim Fürsten Sanguszko, zum Muster zu nehmen, der sobald der Fürst seine Residenz verlassen hatte, um sich zum Winteraufenthalt nach Paris zu begeben, Schloß Gumnisk zu einem Vereinigungspunkte für Anhänger, Agenten und Emissäre der Propaganda aus allen Ecken und Enden Westgaliziens machte. Mit diesen Leuten verkehrte Jaslo und Graf Joseph beständig“⁵⁸.

⁵⁴ M.v. Ebner Eschenbach: *Erzählungen, Autobiographische Schriften*. Winkler, München 1958, S. 222.

⁵⁵ Ebd., S. 225.

⁵⁶ Ebd., S. 236.

⁵⁷ Ebd., S. 225.

⁵⁸ Ebd., S. 226.

Etwas eingehender wird der polnische Adel im *Kreisphysikus* geschildert. Wir lernen einen Kreis von Anhängern und Anhängerinnen des, wie man ihn damals nannte, Königs — Adam Czartoryskis kennen. Sie sind Konspiranten gegen die bestehende Ordnung, Schwärmer für die Einführung der alten polnischen Verhältnisse. Die Schilderung der polnischen Adelsverhältnisse weicht bedeutend ab von dem, was wir bei Freytag darüber erfahren haben. Von der Gutsherrin wird gesagt „(sie) unterhielt eine lebhafte Korrespondenz mit der Nationalregierung in Paris, empfing und beherbergte deren Emissäre und verwendete jährlich große Summen für Revolutionszwecke“.⁵⁹ Diese Vorstellung paßte nicht zu dem Gesamteindruck, den der jüdische Doktor Rosenzweig, der *Kreisphysikus*, von ihr hatte „und entstellte ihm das Bild der in jeder anderen Hinsicht, als gute Mutter, als kluge Verwalterin ihres Vermögens und als humane Herrin ihrer Untertanen verehrungswürdigen Frau“⁶⁰. Nun gar eine vollends positive polnische Adelsgestalt ist der Emissär, Graf Dembowski, er und nicht die Titelgestalt ist der eigentliche Held der Erzählung. Dembowski hatte begriffen, daß keine soziale Revolution gelingen kann, wenn der Mensch sich nicht ändert. Er erzählt vor der versammelten Zuhörerschaft, die zum größten Teil aus polnischen Edelmännern besteht, seine Geschichte, die darauf hinausläuft, daß vor allem die Adeligen zur Einsicht gelangen und die Verhältnisse auf ihren Gütern verbessern sollten, ehe sie eine Revolution beginnen. Selbstverständlich sind die Herren enttäuscht, Dembowskis Lichtgestalt steht vereinzelt da, wenn er Menschen- und Nächstenliebe predigt. Trotzdem ist es gerade der österreichische Kreishauptmann, der die Aktivitäten der Polen versteht und sie dem Doktor erklärt: „Die Sympathie und Bewunderung, die jeder echte Pole für denjenigen empfindet, der im Kampfe gegen die Fremdherrschaft gelitten hat bewährte sich von neuem. Der Adel nahm den geächteten in Schutz, obwohl er einen Gegner ihrer Interessen in ihm erkannte. Mochte er welcher Partei immer angehören, die Befreiung Polens war auch sein Ziel, auf dem Wege traf man zusammen, und drückte einander die Hand; — und sehen sie (...) so sehr ist doch der Mensch in mir im Beamten doch nicht aufgegangen, daß ich diese Polen um solcher Züge ihres oft unbesonnenen, blinden stets aber hochherzigen Patriotismus willen nicht lieben und zugleich beneiden müßte“⁶¹.

Es ist Marie von Ebner Eschenbach hoch anzurechnen, daß sie als Österreicherin so warmherzig und objektiv die Bestrebungen der Polen darzustellen vermocht hatte, obwohl sie im grunde genommen eine ihrem Staate entgegengesetzte politische Richtung vertraten.

⁵⁹ Ebd., S. 259.

⁶⁰ Ebd., S. 259.

⁶¹ Ebd., S. 266.